



Leseprobe aus Philipps, Wissenschaftliche Orientierungen, ISBN 978-3-7799-3897-2

© 2018 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3897-2)

[isbn=978-3-7799-3897-2](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3897-2)

1 Einleitung

Die Wissenschaften gehören zu den einflussreichsten Wissenssystemen moderner Gesellschaften. Sie sind durch ihre Ausrichtung, neues Wissen zu generieren, eine wichtige Quelle für Innovationen und Wissenssicherung. Dazu dient die wissenschaftliche Kommunikation innerhalb spezialisierter Gemeinschaften (scientific communities), welche selektiv den Wissensbestand wahrnehmen, weitere Forschungsaufgaben daran orientieren, den Neuigkeitswert von Wahrheitsbehauptungen beurteilen und so Originalität in Form von Reputation als wissenschaftsspezifische Belohnung den Forschenden zurechnen (Merton 1957; Luhmann 1990; Gläser 2012; Weingart 2016). Um Teil einer wissenschaftlichen Gemeinschaft zu sein, bedarf es daher einer wissenschaftlichen Orientierung, welche über ein Studium erworben und in Forschungszusammenhängen verinnerlicht wird. In diesem Kontext erlernen Wissenschaftlerinnen¹ die spezifischen Regeln, Konventionen und erforderlichen Fertigkeiten der Wissenschaften, Forschungslücken auszumachen und zur wissenschaftlichen Weiterentwicklung beizutragen. Innerhalb der Wissenschaften besteht daher die Überzeugung, dass es ideale institutionelle Bedingungen ermöglichen, die eigene Forschung selbstbestimmt an der Erkenntniserweiterung auszurichten und autonom über Themenwahl, Durchführung des Forschungsvorhabens sowie Veröffentlichung der Ergebnisse zu entscheiden. Zugespitzt formuliert seien Autonomie und Selbstbestimmung die besten Voraussetzungen für die wissenschaftliche Weiterentwicklung. Nur wenn Forschende selbst ihre Forschungsthemen wählen und die Ergebnisse uneingeschränkt veröffentlichen könnten, ließen sich die Wissenschaften voranbringen. Jegliche von außen kommende Beschneidung und Lenkung von Forschung oder wissenschaftlichen Tätigkeiten muss hingegen als Störung erscheinen (dazu kritisch Kaldewey 2013 oder Wehling 2014).

Für gewöhnlich sind Wissenschaftlerinnen jedoch über vielfältige Beziehungen mit nichtwissenschaftlichen Bereichen der Gesellschaft verbunden, die ebenfalls Forschungsbedarfe benennen, ausgewählten Forschungen eine öffentliche Aufmerksamkeit zuteil werden lassen oder durch Förderprogramme Anreize für die Beschäftigung mit eingegrenzten Themenfeldern setzen. Dadurch sehen sie sich nicht nur Einflüssen von außen ausgesetzt; solche externen Zuschnitte können in Konflikt zu Forschungsoptionen stehen, die originäres Wis-

1 Für eine bessere Lesbarkeit wurde im Buch durchgehend die weibliche Schreibweise gewählt. Damit sind aber ausdrücklich immer beide Geschlechter gemeint.

sen und damit wissenschaftliche Reputation versprechen. In der Wissenschaftssoziologie findet sich darüber hinaus die These, eine dauerhafte Beschränkung führe dazu, dass die einmal erworbenen wissenschaftlichen Kenntnisse und Fertigkeiten verkümmern (z. B. Ronge/Heine 1986; Hohn/Schimank 1990; Schimank 2006). Konkret wird an verschiedenen Stellen davon gesprochen, dass durch nichtwissenschaftliche Anforderungen (etwa bei der Beratung von Politikerinnen) in einem Prozess des „Umlernens“ (Ronge/Heine 1986) wissenschaftliche Fähigkeiten und Wissen verdrängt werden – bis zu der Annahme, dass es in solchen Zusammenhängen zu einer „wissenschaftlichen De-Sozialisation“ (Hohn/Schimank 1990: 333) kommt, also wissenschaftsspezifisches Wissen und fachbezogene Fertigkeiten verloren gehen.

Die These einer wissenschaftlichen De-Sozialisation hat einige Brisanz, wenn man berücksichtigt, dass ein großer Teil der Forschenden in Einrichtungen arbeitet, die auch nichtwissenschaftliche Anforderungen und Erwartungen (etwa in Form von Beratungen oder Dienstleistungen) an die Wissenschaftlerinnen stellen. Zu solchen Forschungseinrichtungen zählen beispielsweise weisungsgebundene Ressortforschungseinrichtungen, von denen laut Bundesbericht für Forschung und Innovation (BMBF 2016) 38 Einrichtungen allein in Deutschland bestehen. Diese Institute – als Bundesforschungseinrichtungen mit Forschungs- und Entwicklungsaufgaben (FuE-Aufgaben) gelistet – werden von Ministerien finanziert und forschen in deren Auftrag. Sie unterhalten die beachtliche Zahl von knapp 4.000 Vollzeitstellen für Forschende.² Beachtet man, dass ein Teil der Forschenden auf halben oder anderen Teilzeitstellen tätig ist, dürfte die faktische Beschäftigungszahl sogar weitaus größer ausfallen. Vor diesem Hintergrund drängt sich folglich die Frage auf: Sind mehrere Tausend Wissenschaftlerinnen gefährdet, ihre erworbenen und verinnerlichten wissenschaftlichen Kenntnisse und Fertigkeiten zu verlieren? Einerseits beschneidet die an Wirtschaft und Staat gebundene Forschung die Wissenschaftlerinnen in ihrer Arbeit. Ihr Gegenüber sind häufig Auftraggeberinnen aus nichtwissenschaftlichen Zusammenhängen, für die sie forschen und die sie beraten. Andererseits werden die Dienste der Ressortforschungseinrichtungen bereits seit mehr als 100 Jahren in Anspruch genommen. Über diesen langen Zeitraum hätten sich solche Einrichtungen als wissenschaftliche Institutionen nicht behaupten können, wenn sie die wissenschaftliche Sozialisation umkehren oder verkümmern ließen. Wie ist es folglich um die verinnerlichten wissenschaftlichen Fertigkeiten und Wissensbestände der Wissenschaftlerinnen in Ressortforschungseinrichtungen bestellt? Unterliegen sie einem Wandel? Gehen sie verloren? Oder ist etwa von verschiedenen wissenschaftlichen Orientierungsrahmen auszugehen?

2 Für die Entwicklung der Beschäftigungszahlen siehe Philipps (2011).

Das Buch greift diese Fragen auf und untersucht verschiedene handlungspraktische Orientierungen exemplarisch in einer Ressortforschungseinrichtung. Daran wird bereits deutlich, dass die vorliegende Studie von vielfältigen wissenschaftlichen Orientierungen im Gegensatz zur These der Umkehrung oder des Verlustes einer wissenschaftlichen Orientierung ausgeht (Ronge/Heine 1986; Hohn/Schimank 1990; Schimank 2006). Wenn von Verlust die Rede ist, wird in der Regel eine spezifische Haltung und Ausrichtung zugrunde gelegt. Gemeint ist dann wiederkehrend das Streben nach wissenschaftlicher Reputation für originäre Erkenntnisse. Zieht man jedoch die theoretischen Überlegungen von Bourdieu (1998, 2004), Fleck (1980, 1983) oder Knorr Cetina (2002) heran, gibt es nicht nur Argumente für die Annahme vielfältiger wissenschaftlicher Orientierungen, sie lassen auch vermuten, dass mit wechselnden Kontextbedingungen Fertigkeiten und Wissen mal überlagert und mal bestärkt werden. Während die genannten theoretischen Arbeiten keine empirischen Rekonstruktionen solcher handlungspraktischen Orientierungen vornehmen, wird auch an dieser Stelle keine umfassende empirische Analyse geliefert, sondern werden explorativ die wissenschaftlichen Orientierungsrahmen bei Forschenden in einer Ressortforschungseinrichtung untersucht. Der Beitrag der Untersuchung besteht aber ungeachtet der Einschränkungen darin, unterschiedliche Orientierungen empirisch herauszuarbeiten und der Frage nachzugehen, welche eine solche Einrichtung befördert oder behindert. So stellen sich in diesem Zusammenhang folgende Fragen: Was zeichnet Ressortforschungseinrichtungen aus? Was bedeutet die organisationale Ausrichtung für die wissenschaftliche Orientierung der dort Forschenden? Welche Orientierungsrahmen bei den Wissenschaftlerinnen lassen sich differenzieren? Und speziell vor dem Hintergrund der wissenschaftlichen De-Sozialisationsthese wird der Frage nachgegangen: Wie wahrscheinlich verlieren Wissenschaftlerinnen unter konkreten Bedingungen – etwa verstärkter Beratungstätigkeiten für Ministerien – ihre wissenschaftlichen Kenntnisse und Fertigkeiten?

Auf der Basis der empirischen Untersuchung lassen sich zwei Annahmen hinsichtlich wissenschaftlicher Orientierungen in Ressortforschungseinrichtungen formulieren:

1. Den klaren Anwendungsbezug solcher Einrichtungen erlebt ein Teil der Ressortforschenden als Einschnitt. Sie bringen für die anwendungsbezogene Wissensproduktion oft nur eine „pflichtschuldige Aufmerksamkeit“ (Franzmann 2008: 335) auf und suchen nach Gelegenheiten, an selbstgewählten und wissenschaftlich relevanten Themen zu arbeiten und Ergebnisse daraus zu veröffentlichen. Anerkennung suchen sie vor allem innerhalb der eigenen wissenschaftlichen Community (*akademisch-wissenschaftliche Orientierung*). Gelingt es diesem Typus von Forschenden, seine Nische zu finden, leistet er auch seinen Beitrag zur Erfüllung von ressortforschungs-

spezifischen Aufgaben. Kann er sich mit den Bedingungen nicht arrangieren, verlässt er hingegen die Einrichtung über kurz oder lang.

2. Ressortforschungseinrichtungen ziehen vor allem Forschende der „dienstfertigen Wissenschaft“ (Bourdieu 1998) an. Dieser Typus sucht nach Möglichkeiten, anwendungsbezogene Probleme und Fragestellungen mithilfe wissenschaftlicher Kenntnisse und Fertigkeiten anzugehen und zu lösen. In diesem Zusammenhang ist ihm die Anerkennung durch die Auftraggeberinnen des Staates oder der Wirtschaft wichtiger als die Zuerkennung wissenschaftlicher Reputation durch Fachkolleginnen (*dienstfertig-wissenschaftliche Orientierung*). Man fühlt sich in erster Linie anerkannt, wenn die Auftraggeberinnen bei Unklarheiten und Problemen den eigenen Sachverstand abrufen. Folglich erwachsen für diesen Typus von Wissenschaftlerinnen aus der Staatsnähe keine Spannungen aufgrund nichtwissenschaftlicher Ansprüche und Erwartungen.

Das vorläufige Ergebnis der empirischen Untersuchung erlaubt zwischen zwei distinkten wissenschaftlichen Orientierungen unter Ressortforschenden zu unterscheiden. Ungeachtet dessen existieren möglicherweise in anderen Kontexten weitere handlungsleitende wissenschaftliche Orientierungen. Für die These einer wissenschaftlichen De-Sozialisation bestätigen die vorliegenden Ergebnisse aber bereits, dass eine Ausrichtung an der wissenschaftlichen Fachgemeinschaft Spannungen für Forschende an Ressortforschungseinrichtungen auslösen kann. Die Fallrekonstruktionen zeigen aber ebenso, dass mit einer solchen Orientierung eine verstärkte Suche nach Nischen und Gelegenheiten einhergeht, neues Wissen zu generieren und der Fachgemeinschaft zugänglich zu machen. Die Wahrscheinlichkeit, dass das einmal erworbene und verinnerlichte Wissen und die Fertigkeiten verkümmern, ist daher eher als gering einzuschätzen. Für die an der Klientel ausgerichteten Wissenschaftlerinnen kann hingegen keine Rede von der Gefahr einer wissenschaftlichen De-Sozialisation sein. Diese wissenschaftliche Orientierung findet in Ressortforschungseinrichtungen geradezu die Voraussetzungen, spezifische Kenntnisse und Fähigkeiten wiederkehrend einzusetzen.

Im Folgenden wird in zwei ungleich gewichteten Teilen auf die angesprochenen Fragestellungen, ihre Bearbeitung und die Resultate näher eingegangen. Der erste Teil widmet sich zunächst ausgehend von der Annahme einer wissenschaftlichen (De-)Sozialisation in Forschungseinrichtungen mit vermehrt nichtwissenschaftlichen Aufgaben den theoretischen Überlegungen zum Thema wissenschaftliche Orientierungen. Dazu werden insbesondere die Arbeiten von Pierre Bourdieu, Ludwik Fleck und Karin Knorr Cetina herangezogen. Während mit diesen theoretischen Ausführungen in der Regel kein Verfahren zur Rekonstruktion solcher handlungspraktischen Orientierungen ausformuliert wurden, wird im Anschluss mit Meuser (2013) die Wahl der dokumentari-

schen Methode zur Habitusrekonstruktion begründet. Der zweite und zugleich umfangreichere Teil gilt der empirischen Rekonstruktion wissenschaftlicher Orientierungen in Ressortforschungseinrichtungen. Der Analyse geht eine Beschreibung von Ressortforschung im Allgemeinen und durch die dort Tätigen im Besonderen voraus. Die allgemeine Darstellung beruht auf wissenschaftlichen Studien zu Ressortforschungseinrichtungen sowie zu organisational vergleichbaren Forschungseinrichtungen. Während diese Arbeiten Ressortforschungseinrichtungen vor allem über Kennzahlen, Organisationsmerkmale und Positionierungen zur Wissenschaft als auch zu anderen gesellschaftlichen Bereichen allgemein charakterisieren, werden im Besonderen Einblicke aus der Perspektive der dort Beschäftigten gegeben. Dazu wird gezeigt, welche organisationalen Selbstverständnisse das Personal der untersuchten Forschungseinrichtungen kommuniziert. So wird vor dem Hintergrund vergleichender Beschreibungen unterschiedlicher Forschungseinrichtungen (der Max Planck-Gesellschaft, der Fraunhofer-Gesellschaft und der Arbeitsgemeinschaft der Ressortforschungseinrichtungen) in den Darstellungen deutlich, welche Erwartungen mit den Forschungseinrichtungen verbunden sind und was dies für divergente wissenschaftliche Orientierungen bedeutet. Dem folgt ein Abschnitt zu Forschungsanträgen. Das Schreiben von Förderanträgen gehört zu den basalen Tätigkeiten von Forschenden. Sie müssen sich dazu aber nicht nur an formalen Vorgaben orientieren; in die Darstellung des Vorhabens fließt auch stets das wissenschaftliche Selbstverständnis ein, wie an die thematisierten Problemstellungen heranzugehen ist. Es wurde daher am konkreten Beispiel der Förderlinie „*Experiment! – Auf der Suche nach gewagten Forschungsideen*“ der Volkswagen-Stiftung untersucht, welche typischen wissenschaftlichen Herangehensweisen sich in den Anträgen identifizieren lassen und welche davon in Anträgen aus Ressortforschungseinrichtungen zu finden sind. Die unterschiedlichen Herangehensweisen geben damit zumindest einen ersten Einblick, mit welcher handlungsleitenden Orientierung Ressortforschende wissenschaftliche Problemstellungen bearbeiten. Der letzte empirische Abschnitt widmet sich schließlich den potentiell divergenten wissenschaftlichen Orientierungen von Forschenden an einer agrarwissenschaftlichen Ressortforschungseinrichtung. Dazu wurden teilnarrative Interviews zum beruflichen Werdegang und zur eigenen Forschungspraxis erhoben und auf dieser Grundlage typische wissenschaftliche Orientierungsrahmen herausgearbeitet. Die Typik wird an ausgewählten Eckfällen entwickelt und veranschaulicht. Das Buch schließt die Bearbeitung der Fragestellung mit einer Diskussion und Zusammenfassung der Ergebnisse ab.

2 Über wissenschaftliche Orientierungen

Das Buch teilt die wissenschaftssoziologische Annahme einer wissenschaftlichen Sozialisation und der damit verbundenen potentiellen Gefahr einer De-Sozialisation. Wissenschaftliches Wissen und Fertigkeiten werden im Studium und in Forschungspraktiken erworben und können durch fehlende Praxis verkümmern oder in nichtwissenschaftlichen Zusammenhängen überlagert werden. Die Literatur zur These einer wissenschaftlichen De-Sozialisation in wirtschafts- oder staatsnahen Einrichtungen äußert sich jedoch kaum zum Prozess der wissenschaftlichen Sozialisation und legt dazu nur wenige empirischen Analysen vor. Abgesehen von Untersuchungen zur wissenschaftlichen Sozialisation von Professorinnen (Engler 2001), Habilitantinnen (Beaufaÿs 2003), studentischen Hilfskräften und Mitarbeiterinnen (Schneickert 2013) vermutet Franzmann (2008) beispielsweise eine pflichtschuldige Aufmerksamkeit unter Forschenden in staatsnahen Einrichtungen. Die Annahme leitet er aus Fallrekonstruktionen renommierter Direktorinnen von Max-Planck-Instituten ab (Franzmann 2012, 2008). Er untersucht also die wissenschaftliche Orientierung von Forschenden, die relativ autonom agieren können. Weitere Befunde zur Orientierung von Wissenschaftlerinnen mit einer eingeschränkten Forschungsautonomie fehlen jedoch in seinen Rekonstruktionen wissenschaftlicher Orientierungen (dazu mehr in Philipps 2012b). Ebenso gibt die Studie von Ronge und Heine (1986) wenig Einblick. Sie haben zwar Ressortforschende mit einem sozialwissenschaftlichen Hochschulabschluss untersucht und beschreiben den Prozess der Eingliederung in eine Ressortforschungseinrichtung als „Umlernen“. Die Wissenschaftlerinnen müssen demnach erst lernen, sich auf die Erfordernisse von Beratungsleistungen einzulassen. An anderer Stelle verweist Ronge (1988) ebenfalls darauf, dass Ressortforscherinnen sich weder widerwillig noch vorübergehend der Umsetzung von Forschungsergebnissen bis zur „Praxis- und Politikreife“ verschreiben. Vielmehr besitzt die praktische Umsetzung von Forschung „ganz offensichtlich eine eigene Attraktivität“ (ebd.: 171). Unklar bleibt, ob die einmal erworbenen wissenschaftlichen Kenntnisse durch das „Umlernen“ entwertet werden und was diese „eigene Attraktivität“ ausmacht.

Auch die Herleitung der These einer wissenschaftlichen De-Sozialisation als Folge dysfunktionaler organisationaler Leistungsbezüge (Hohn/Schimank 1990; Schimank 2006) bleibt weitgehend kursorisch. Dort heißt es: Wenn sich wissenschaftliche Einrichtungen nicht ausschließlich auf die Generierung wissenschaftlicher Erkenntnisse konzentrieren können, sondern ebenfalls nichtwissenschaftliche Erwartungen und Forderungen (etwa aus der Wirtschaft oder

des Staates) berücksichtigen müssen, dann entsteht eine Spannung hinsichtlich der Leistungserbringung (etwa neues Wissen vs. Beratung). Steht die Generierung neuen wissenschaftlichen Wissens beispielsweise im Vordergrund, werden Leistungsanfragen des Staates oder der Wirtschaft nur unzureichend bedient. Konzentriert sich eine solche wissenschaftliche Einrichtung hingegen auf die Bereitstellung von Leistungen für nichtwissenschaftliche Bereiche des Staates oder der Wirtschaft, kommt die Produktion von Erkenntnissen für die Wissenschaften zu kurz. Im letztgenannten Fall einer vermehrten Nachfrage wissenschaftlicher Expertisen ist daher die Rede von einer politischen Vereinnahmung der Forschungseinrichtungen mit den Folgen „wissenschaftliche[r] De-Sozialisation“ (Hohn/Schimank 1990: 333; Schimank 2006: 45), einer „divided identity“ (Ravetz, 2001: 391), einem „brain drain“ (Schimank 2006: 45) oder einer politischen Instrumentalisierung der Forschungsarbeit (Weingart 2005). Diese Arbeiten skizzieren damit ein Spannungsverhältnis in den Einrichtungen, welches die wissenschaftlichen Fertigkeiten und Kenntnisse der Forschenden entwertet. Neben dem unzureichenden empirischen Nachweis bleibt aber offen, ob und wie sich Wissenschaftlerinnen auf solche Bedingungen einlassen. Für die Forschenden wären solche Verhältnisse beispielsweise nur problematisch, wenn die wissenschaftliche Sozialisation allein die Haltung hervorbringt, nach wissenschaftlicher Reputation für die Erweiterung des wissenschaftlich generierten Wissens zu streben. Zwar gibt es bei Schimank (2006), Weingart (2016) als auch bei Bourdieu (1998, 2004) die theoretische Annahme, dass Forschende um wissenschaftliche Anerkennung konkurrieren, die sie für neue Erkenntnisse erhalten. In Bourdieus (2004) Theorie des wissenschaftlichen Feldes wird aber zugleich deutlich, dass unterschiedliche wissenschaftliche Felder je eigene wissenschaftliche Orientierungen hervorbringen.

Es lohnt sich daher, auf die Theorie der wissenschaftlichen Felder weiter einzugehen. Bourdieu greift darin zwei zentrale Konzepte seines Theoriegebäudes auf: den Habitus und das soziale Feld (siehe dazu auch Barlösius 2006, 2012; Krais/Gebauer 2002; Lenger et al. 2013). Mit Habitus sind erworbene und erwartbare Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata gemeint (vgl. Bourdieu 1974, 1993a, 1996). Ein Individuum internalisiert diese Schemata in einer vertrauten, da relativ konstanten Welt eines gemeinsam mit anderen geteilten Milieus. In diesem Milieu macht es bestimmte Erfahrungen, eignet sich spezifisches Wissen und Fertigkeiten an, sodass ein erworbenes System von Erzeugungsschemata entsteht, welches zum einen die Wahrnehmungen und Beurteilungen aller späteren Erfahrungen prägt und zum anderen kollektiv geteilte Verhaltensweisen und Regelmäßigkeiten erwartbar macht: „Als Produkt der Geschichte produziert der Habitus individuelle und kollektive Praktiken, also Geschichte, nach den von der Geschichte erzeugten Schemata“ (Bourdieu 1993a: 101). Durch die ähnlichen Existenzbedingungen, Konditionierungen und wechselseitigen Bestätigungen gemeinsamer Wahrnehmungs-, Denk-